

HÜTTEL  
*DIE GEBURT DES VAMPIRS*  
ZU KLAMPEN



SIMEON ELIAS HÜTTEL

# Die Geburt des Vampirs

Zur Geistesgeschichte  
einer Schreckensvision



*zu Klampen*

*Simeon Elias Hüttel*, geboren 1995, hat Philosophie, Geschichte und Kunstgeschichte studiert. Gegenwärtig ist er Doktorand an der Universität Oldenburg und arbeitet als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Karl-Jaspers-Haus. Zuletzt ist von ihm erschienen »Europa. Im Blick bedeutender Kartographen der frühen Neuzeit«.

# Inhalt

|     |                                                    |
|-----|----------------------------------------------------|
| 7   | Ein Phantom wird geboren                           |
| 27  | Schatten der Aufklärung                            |
| 39  | Goethes leidender Vampir:<br>Erlösung durch Genuss |
| 61  | Der Vampir als Gentleman                           |
| 69  | Die untote Verführerin                             |
| 85  | Der Fürst der Finsternis                           |
| 107 | Der Vampir der tausend Gesichter                   |
| 127 | Der Vampir ist tot, es lebe der Vampir!            |
| 137 | Quellenverzeichnis                                 |



# Ein Phantom wird geboren

Wann wurde der Vampir geboren? Eine paradoxe Frage. Untote werden nicht geboren. Sie erstehen aus ihren Gräbern und beginnen dann, ihr Unwesen zu treiben. Dennoch: In der Geschichte der menschlichen Kultur gibt es für alles einen Anfang. Eine so tiefsitzende Furcht wie die vor dem Vampir muss irgendwann begonnen haben. Die Menschen müssen erst eine unsagbare Angst vor der körperlichen Hülle eines Toten entwickelt haben, als einem Leichnam, der nicht zur Ruhe gekommen ist. Und sie müssen dem Blut, das dieser Wiedergänger saugte, eine besondere Bedeutung beigemessen haben. Lässt sich ein bestimmter geschichtlicher Augenblick benennen, bei dem sich erstmals von *Vampiren* sprechen lässt? Existiert am Ende gar so etwas wie eine kulturgeschichtliche Geburtsurkunde, die es uns erlaubt, das wahre Alter des untoten Bluttrinkers zu datieren? Das Alter eines Phantoms, ungleich reicher an Jahren als die düsteren schriftstellerischen Fiktionen des 19. Jahrhunderts?

»Blut ist ein ganz besonderer Saft«, bemerkt Goethes Mephistopheles, als dieser den Vertrag mit Faust abschließt. Der Doktor soll diesen Teufelspakt mit dem flüssigen Inhalt seiner eigenen Adern besiegeln. Die schlichte Feststellung ist in Wahrheit die Erwiderung des Mephisto auf eine skeptische Bemerkung Fausts, die wie eine Reflexion auf Leben und Tod wirkt: »Allein ein Pergament, beschrieben und beprägt, / Ist

ein Gespenst, vor dem sich alle scheuen. / Das Wort erstirbt schon in der Feder«. Damit dieses Wort nicht ersterbe, damit es fortleben könne, muss der Doktor den Pakt auf diese Weise bekräftigen. Dieser purpurne Lebenssaft garantiert die Geschäftsbeziehung zwischen dem Teufel und seinem Klienten, scheint dem Buchstaben selbst eine vitale Dauerhaftigkeit zu verleihen, die gewöhnlicher Tinte niemals zukäme. Dieser Vertrag ist gekoppelt an die unbedingte Bedingung des Lebens dessen, der ihn abschließt: eben an das Blut.

Nun ist Mephistopheles kein Vampir. Er ist – sicherlich nicht minder beunruhigend – der Leibhaftige selbst. Allerdings reflektiert Goethe mit dieser Metapher eine uralte Überlieferung, die das Blut zum Medium des Lebens und die Adern einer jeden Kreatur zum eigentlichen Sitz ihrer Vitalität erhebt. Warum also das Blut nicht trinken, warum es nicht genießen, um sich der Lebenskräfte derer zu bemächtigen, durch deren Venen es pulsiert? Warum das Blut nicht nutzen, um selbst stärker und mächtiger zu werden? Warum aus der Vitalität eines anderen nicht eigene Lebenskraft schöpfen? Ein Gedanke, der in vielen alten Kulturen naheliegend gewesen zu sein scheint. Das biblische Buch *Deuteronomium* rät: »Doch beherrsche dich und genieße kein Blut; denn Blut ist Lebenskraft und du sollst nicht zusammen mit dem Fleisch die Lebenskraft verzehren.« Man tue gut daran, es fortzuschütten, scheinbar achtlos. Es ist, als dürfe dieses Blut auf gar keinen Fall genutzt werden.

Sehr viel deutlicher noch äußert sich die Bibel im Buch *Levitikus*, das den Konsum des Blutes mit aller Ausdrücklichkeit untersagt und vonseiten Gottes härteste Strafen androht: »Jeder Mann aus dem Haus Israel oder jeder Fremde in eurer Mitte, der irgendwie Blut genießt, gegen einen solchen werde ich mein Angesicht wenden und ihn aus der Mitte seines Vol-

kes ausmerzen. Die Lebenskraft des Fleisches sitzt nämlich im Blut. Dieses Blut habe ich euch gegeben, damit ihr auf dem Altar für euer Leben die Sühne vollzieht; denn das Blut ist es, das für ein Leben sühnt. Deshalb habe ich zu den Israeliten gesagt: Niemand unter euch darf Blut genießen, auch der Fremde, der in eurer Mitte lebt, darf kein Blut genießen.«

Wer aber war dieser Fremde, der – unter den Israeliten lebend – Blut genoss? Vielleicht ein Angehöriger benachbarter Stämme, ein ammonitischer Götzendiener aus dem Süden, oder aber ein Sprössling des mit den Hebräern traditionell verfeindeten Königreichs Edom? Ein Auswärtiger, der sich den strikten Ritualgeboten der Juden, der Anweisung, nur mehr das Fleisch geschächteter, also regelrecht ausgebluteter Tiere zu genießen, nur widerstrebend fügen wollte? Ein Verehrer alter semitischer Götter, der sich den rituellen Weisungen dieses einen Gottes JHWH nur unwillig beugen mochte?

Aber sogar in den Reihen der Israeliten selbst scheint es einen bemerkenswerten Widerstand gegen den Verzehr »blutleeren« Fleisches gegeben zu haben. Warum sonst hätte der Gott der Juden seinen Gläubigen mit solcher Unmissverständlichkeit die härtesten Strafen androhen sollen, wenn sie auch nur einen Tropfen dieses Lebenssaftes auf ihre Lippen gelangen ließen? »Blut ist ein ganz besonderer Saft« und schon in frühester Zeit mit einem Tabu belegt. Im Buch *Levitikus* wird das Blut als eine Art heiliger Stoff bezeichnet, ein unmittelbar göttliches Element, insofern doch alles Leben von Gott ist. Den Inhalt von Adern und Venen zu konsumieren, das hieße, sich in den Besitz aller Rechte des Lebens zu setzen und Gott verhöhnen zu wollen.

Diese rituelle Bedeutung des Blutgebrauches, von seiten der jüdischen Tradition scharf beäugt, scheint sich wie ein roter Faden durch die gesamte Kulturgeschichte Europas und

des Nahen Ostens zu ziehen. So etwa erwog Jacob Grimm in seiner *Deutschen Mythologie*, ob der germanisch-nordische Begriff des *blòt*, der eine Opferhandlung zugunsten der Götter von Walhalla bezeichnet, mit der Idee des Blutes in Verbindung stehe. Mircea Eliade unterdessen führt in seinem ethnologischen Klassiker »Schamanismus und archaische Extasetechnik« das Beispiel des *fili*, des Barden oder Sängers der alten keltischen Religion, an. Bedarf dieser einer Antwort von seinen Göttern, so isst er das Fleisch eines Stieres, trinkt dessen Blut und schläft eingehüllt in den Häuten dieses mächtigen Tieres. Und John Milton schließlich, der große englische Dichter des 17. Jahrhunderts, schildert in seinem Epos vom verlorenen Paradies den Götzen Moloch, die Personifikation des Menschenopfers. Dieser höllische Dämon, im ammonitischen Heiligtum von Rabbah thronend, erscheint in diesen Versen als mit Blut beschmiert, verdünnt von den Tränen der Eltern geopferter Kinder.

Ganz gleich, ob diese Beispiele der Wirklichkeit realer historischer Kulte entsprechen oder ob sie Ergebnisse nachträglicher Überzeichnung sind: In ihnen deuten sich auf subtile Weise zentrale Elemente der späteren Vampirtradition an. Unwillkürlich kann man sich hier sogar schon an Bram Stokers Figur Renfield erinnert fühlen, an jenen unberechenbaren Psychopathen, dessen zerrütteter Geist auf rätselhafte Art mit den Weisungen des Grafen Dracula in Verbindung zu stehen scheint. In seiner kleinen Zelle fängt und verspeist Renfield zuerst Fliegen, später dann auch Spinnen, und verlangt schließlich nach Mäusen und Katzen. Renfield scheint wie besessen von dem Gedanken, stärker zu werden, indem er sich rohes, sozusagen blutiges Leben zu eigen macht.

Aber von Vampiren im eigentlichen Sinne dieses Wortes kann man bei allen diesen Beispielen noch nicht sprechen.

Ganz gleich, ob das Blut – wie bei den Kelten – das Medium einer besonderen Inspiration, einer tiefen, geradezu poetischen Verbindung mit den Göttern ist oder ob es – wie im Judentum – Objekt eines religiösen Tabus und Kultgegenstand von Götzen ist, die dem JHWH gegenüberstehen: Was hier fehlt, ist die paradoxe Idee des lebendigen Toten, die Vorstellung von einem Leichnam, der nicht zur Ruhe kommt und Übles bewirkt.

Dabei scheint auch dieser Gedanke alt zu sein: Die früh- und hochmittelalterlichen Sagas des alten Nordens sind voll von Beschreibungen des *draugr*, eines böswilligen Wiedergängers, der in den Grabhügeln ein sehr vitales Nachleben führt, der Grabräuber in Kämpfe verwickelt und besonders um die Mittwinterzeit herum zu einer konkreten Bedrohung für Mensch und Vieh wird. Die Sagas führen unterschiedliche Merkmale für diesen *draugr* an, doch gibt es Eigenschaften, die die allermeisten dieser Untoten zu teilen scheinen: Ihr Äußeres verweist häufig auf ihre Todesart, und sie stellen eine in der Tat einschüchternde Erscheinung dar. Der *draugr* ist groß und stark und wird als äußerst schwergewichtig beschrieben. Schleifen ihn Männer, die es leid sind, immer wieder von ihm angegriffen zu werden, gefesselt über den Boden, so wird er desto schwerer, wenn sie ihre Last in die Nähe einer Kirche ziehen. In der Regel ist der *draugr* gewalttätig und dumm, aber manchmal gibt er Äußerungen von sich, die man als geradezu hellsichtig und poetisch bezeichnen könnte. Nicht unähnlich der südosteuropäischen Erscheinung des eigentlichen Vampirs, für den sich ab dem späteren Mittelalter ähnliches nachweisen lässt, wird der *draugr* häufig vernichtet, indem man ihn enthauptet und seine körperlichen Überreste anschließend verbrennt.

Zwar ist eine übermäßige Gier, ein Hunger nach Fleisch oder ein Durst nach Blut, kein unhintergebares Kennzei-

chen des *draugr*. Er scheint in vielem noch weit entfernt vom eigentlichen Vampir. Dennoch findet sich im fünften Buch der Dänenchronik des Saxo Grammaticus, einem Geschichtswerk des ausgehenden 12. Jahrhunderts, eine Begebenheit niedergeschrieben, die stark in Richtung eines blutgierigen Wiedergängers zu verweisen scheint. Nach der altnordischen Mythologie, deren Elemente Saxo nochmals aufnahm, ist die Seele eines Toten kein metaphysisches Abstraktum, das sich einfach von seinem Körper löst, sondern sie ist und bleibt Persönlichkeit und verfügt auch weiterhin über die alltäglichen Bedürfnisse von Speis' und Trank. Dies ist auch der Grund für die reichen Grabbeigaben in Form von Proviant und Naturalien, die die Nordgermanen ihren Toten zugedachten. Saxo schildert nun, wie der Nordmann Aswid an einer Krankheit stirbt und – wohl im Hinblick auf die lange Wanderung, die er nun ins Totenreich zurückzulegen haben wird – zusammen mit reichhaltigen Speisen, seinem Hund und seinem Pferd in einem Grabhügel beigesetzt wird. Asmund, ein anderer Nordmann, der dem Aswid zu Lebzeiten einen Freundschaftsschwur abgelegt hatte, beschließt, dem Toten in sein Grab zu folgen und sich ebenfalls beisetzen zu lassen.

Was nun geschieht, liest sich bei Saxo Grammaticus beinahe wie der Plot zu einem modernen Horrorfilm: Fremde Krieger kommen in die Gegend und traktieren den versiegelten Grabhügel mit Hämmern, in der Hoffnung, auf Schätze zu stoßen. In das Innere der Totenstätte vordringend, machen die Krieger schließlich vor einer tiefen dunklen Mulde halt. Einer ihrer Männer wird deshalb in einem Korb hinabgelassen. Schon nach kurzer Zeit wird den Kriegern, die oben warten, zu verstehen gegeben, den Korb wieder hinaufzuziehen. Doch wie groß ist ihr Schrecken, als sie bemerken, was sie hier ins flackernde Licht ihrer Fackeln gezerrt haben: Nicht

ihr vertrauter Gefährte sitzt in dem Korb, sondern der über und über mit Blut verschmierte, bleiche Asmund. Entsetzt fliehen die Krieger und lassen Asmund in die Tiefen des Grabes zurückstürzen.

Weshalb diese heftige Reaktion? Haben die fremden Krieger in das verheerte Gesicht eines Untoten geblickt? Noch während die Grabräuber panisch die Totenstätte verlassen, versucht sich der unglückliche Asmund zu erklären: Der Leichnam seines einstigen Gefährten Aswid sei jäh und plötzlich erwacht. Die Seele des Toten sei durch ein seltsames Unternehmen der Höllenkräfte – dies Saxos Konzession an den neuen christlichen Glauben – aus der Unterwelt wieder emporgeschickt worden, habe ihre einstige fleischliche Hülle von neuem belebt und einem ungeheuerlichen Hunger stattgegeben. Erst habe sich Aswid auf die Leiber seines Hundes und seines Pferdes gestürzt, auf die Grabbeigaben also, dann aber habe er seinen einstigen Freund angefallen. Der unglückliche Asmund sei gezwungen gewesen, einen verzweiferten Ringkampf mit dem Untoten auszutragen. Dass er über und über mit Blut verschmiert sei, erklärt Asmund damit, dass ihm der hungrige Wiedergänger ein Ohr abgebissen habe.

Beinhaltet das fünfte Buch der *Gesta Danorum* die gesuchte Geburtsurkunde des Vampirs? Aus dem Bericht des Saxo Grammaticus lassen sich jedenfalls mehrere Merkmale destillieren, die der untote Aswid mit dem Vampir zu teilen scheint: Erstens kreisen alle Motive dieses Wiedergängers um eine unermessliche und schier unstillbaren Gier nach Leben. Zweitens liegt der Grund für seine Existenz im Willen dunkler, geradezu satanischer Mächte sowie im Unvermögen seiner Seele, zur Ruhe zu kommen.

Vielleicht könnte man noch ein drittes wichtiges Merkmal der Vampirerzählung in der *Gesta Danorum* angedeutet fin-

den, wenn man auf die genaue Wortwahl des unglücklichen Asmund achtet: Die Rufe, mit denen der Zurückgelassene die fliehenden Grabräuber zurückzuhalten versucht, sind in der Tat herzerweichend. Der grässliche Boden, der zerbröckelnde Grabhügel und die gewaltige Flut des Schmutzes hätten die Anmut seines jugendlichen Antlitzes getrübt und seinen gewohnten Mut und seine Kraft geschwächt. Außerdem habe er mit dem Toten in einem kräftezehrenden Kampf gerungen und dabei eine beträchtliche Last auf sich genommen.

Die Verheerung seines Gesichtes und seines Körpers führt Asmund somit wenigstens teilweise auf die Gegenwart des Wiedergängers zurück. Dieser scheint nicht allein das körperliche Wohlbefinden seines einstigen Freundes bedroht zu haben, sondern er hat ihn auch seiner Jugend und vitalen Frische beraubt. Damit hat Aswid seinem einstigen Freund selbst das Aussehen eines Toten aufgeprägt, ähnlich, wie der Vampir seinen Opfern die Totenblässe verleiht.

Ist nun dieser untote Nordmann, dieser neubeseelte Leichnam aus einem skandinavischen Hügelgrab, der erste bekannte Fall, auf den die Diagnose des Vampirismus zutrifft? Zugegeben: Dem grauenerregenden Aswid fehlt eine ganze Reihe von Eigenschaften des Vampirs. Einmal ganz davon abgesehen, dass ihm die Hinterlist, Tücke und Subtilität moderner Roman-Vampire vollkommen abgeht, ist ein zentrales Grundmoment des Vampirismus hier nicht gegeben: das Blut-saugen. Auch kann er, insofern doch Hund und Pferd bei der Beerdigungszeremonie bereits hingeschlachtet worden waren, zumindest teilweise als »Aasfresser« gelten. In Aswid scheint noch viel vom alten *draugr* nordischer Sagen zu stecken. Er ist eine tumbe wandelnde Leiche und dürfte die Besucher des modernen Horrorkinos eher an einen stumpfsinnigen Zombie denn an einen wirklichen Vampir gemahnen. Diese schauer-